

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Ein unscheinbarer Fund.

Originalroman von K. Labacher. (Fortsetzung.)

8.

Es war vierzehn Jahre später. Brausend, pfeifend und dampfend fuhr der aus dem Norden Deutschlands ankommende Schnellzug in die imposante Glashalle des Wiener Ferdinandbahnhofes ein. Als die kurze Wagenreihe der Ausgangsthüre beinahe gegenüber stille stand, stieg aus einem Separatcoupé erster Klasse ein hochgewachsener, nicht mehr junger Herr. — Ihm folgte eine überaus vornehm aussehende, blonde Dame in gewähltester Reisetoilette aus schwerem, grauem Surrah und prächtigen gleichfarbigen Straußenfedern, welche letztere ebenso den Schleppsaum des Kleides wie den breitrandigen Filzhut kostbar und geschmackvoll zierten.

Nach den beiden verließ noch ein schlanker, schöner Jüngling das Coupé, eine auffallende, streng individuelle Erscheinung, die einmal gesehen, nicht leicht wieder vergessen werden konnte. Seine Augen waren es zunächst, deren dunkler, düster lodernder Strahl etwas wie Betroffenheit erregte. Seine breite, eckige Stirne verkündete eiserne Energie, die leichtgebogene Nase ließ auf stolze Ueberhebung schließen, während um den jugendlich weichen Mund ein Zug sich gelagert hatte, der beinahe ergreifend von stiller, hartnäckiger Grübelei, strenger Selbsteinkehr und früher Einsicht in des Lebens Nichtigkeit erzählte.

Mit dieser vornehmen Familie reisten außer zwei männlichen Dienern auch noch eine Kammerjungfer und ein flinker Negerknabe.

Herr Brown — man konnte den Namen des Reisenden leicht erfahren, denn derselbe stand in silbernen Lettern auf Handkoffern und Ledertaschen — Herr Brown reichte seiner Gemahlin den Arm, nickte dem schönen Jüngling freundlich zu und gab hierdurch das Zeichen zum Aufbruch nach dem draußen vor dem Bahnhof seiner harrenden, telegraphisch bestellten Wagen des Hotels Metropole. In jenem Gasthofe vornehmsten Ranges bezog die Familie ein weitläufiges, glänzend eingerichtetes Appartement des ersten Stockes. Frau Brown erklärte, sich sogleich in ihr Zimmer begeben zu wollen, um sich von der weiten und teilweise zur Nachtzeit zurückgelegten Reise auszuruhen. Doch wandte sie sich noch einmal nach dem Jüngling um, der gedankenverloren an der offenen Balkonthüre des Empfangssalons stand.

„Nun, lieber Erich, genieße voll das Wiedersehen Deiner heißersehnten Heimatsstadt!“ sagte sie freundlich. „Nicht wahr, ich habe mich Dir nicht als Stiefmütterchen gezeigt, als ich Deinen Papa zu dieser Reise beredete?“

Der junge Mann näherte sich rasch der zwar nicht eigentlich schönen, aber durch den Gesamteindruck von Eleganz und Herzensgüte anziehenden Frau. Ehrerbietig zog er ihre zarte Rechte an seine Lippen.

„Ich danke Ihnen für das und vieles andere, Mama. Ich wußte es ja, daß Ihre angebliche Wanderlust nur ein Vorwand war, um meinen Wünschen Erfüllung zu verschaffen. Sie wären doch am liebsten in Ihrem schönen Newyorker Palaste geblieben!“

„Aber meines Gatten Opfer war doch noch größer!“ erwiderte sie ganz leise in ihrem fremdartig ausgesprochenen Deutsch. „Er ging nicht gerne in seine Heimat — er überwand den Widerwillen Deinetwegen. Sei gut gegen Deinen Vater, Erich!“

Nach dieser beinahe flehend ausgesprochenen Ermahnung ging Frau Brown rasch aus dem Salon und schloß hinter sich die Thüre. Vater und Sohn befanden sich allein. Der letztere trat nun völlig hinaus auf den Balkon und ließ lange, liebevolle Blicke hinschweifen über das rauschende, lebhafte Menschentreiben unter ihm in der hübschen, durch reiche Schauläden geschmückten Straße, zu dem Ufer, an welchem geputzte, müßige Menschen dahinschlenderten und zahreiche Kinder ihre lärmenden Spiele trieben. Er schaute nach den stillfließenden Wassern des Donaukanales hinüber, auf denen sich Holz- und Obstkähne schaukelten und ein niedlicher Lokaldampfer Lustpassagiere in die Praterauen beförderte.

„Ich erinnere mich — o, ich erinnere mich so gut!“

Er wußte wohl nicht, daß diese Worte ganz leise, mit einem Ausdruck der Wehmut seinem Munde entglitten. Er schien die Gegenwart seines Vaters vergessen zu haben. Die schönen, dunklen Augen schließend, ließ er sich in einen Schaukelstuhl gleiten und verschränkte die Hände ineinander, gleich einem, der gepeinigt wird von physischen oder moralischen Schmerzen.

Herr Brown trat rasch näher. „Bist Du nun zufrieden, Erich? Du hast nun, was Du wolltest. Du bist in Wien. Du wohnst in einem Stadtteil, wo uns alles, alles erinnert an — Erich, ich glaube, wir hätten doch nicht kommen sollen. Es thut uns beiden zu wehe!“

Jäh hatte der Jüngling die Augen geöffnet und sah seinem Vater nun starr ins Gesicht.

„Auch Dir?“

„Auch mir, mein Sohn. Ich liebte Deine Mutter sehr!“

Ein bitteres Lächeln entblößte Erichs schneeweiße Zähne. Doch gab er keine Antwort. Er

Der Zwergwels (Amiurus nebulosus) und der Sonnenfisch (Pomotis vulgaris). (Mit Text.)

(Originalzeichnung von A. Lütke.)

richtete seinen Blick hinein nach dem reich ausgestatteten Empfangssalon, der den eleganten Gästen von dem Hotelwirte zur Verfügung gestellt worden war. „Wenn sie hätte so wohnen können!“ murmelte er nach längerer Pause. „Sie starb, weil ich — Brot von ihr verlangte und sie mir — keines geben konnte. O mein kindischer, ahnungsloser Egoismus! Er ist zum Muttermörder geworden. Ich war so hungrig, so ungeduldig — sie ging, weil sie mein Klagen und Weinen nicht mehr anhören konnte. Sie ging und kam nicht wieder. Wäre ich still und geduldig gewesen, so hätte sie noch gewartet, so besäße ich noch meine Mutter. Am nächsten Tage brachte ja Onkel Emil Geld — aber da war's zu spät. Da lag sie schon kalt und starr in der Totenkammer!“

„Ach, Erich, ich wußte es ja wohl, daß Du hier die alten Wunden wieder neu aufreißen würdest! Ich bitte Dich, schone mich, Dich selber!“

„Kannst Du denn einen Augenblick vergessen darauf, Vater?“ fragte der Jüngling mit großem, verwunderten Blicke. „Du bist doch auch mit schuld daran — Du hast Dich durch volle drei Tage nicht bei uns sehen lassen in der elenden Dachwohnung, unbekümmert, ob wir Hungers starben oder nicht —“

„Ich suchte nach Arbeit und Verdienst, nach Brot für euch!“ warf Herr Brown beinahe wimmernd dazwischen. „Auch ich habe damals nicht gegessen. Und weil ich mit leeren Händen hätte zu euch kommen müssen, besaß ich gar nicht den Mut, euch vor die Augen zu treten!“

„Ja — das war's! Du hast uns so allein gelassen. Meine Mutter kämpfte mit dem Elend — das letzte verkäufliche Stück war schon lang zum Trödler gewandert. Und ich — o ich weiß nicht, warum ich damals immer so hungrig war — kein anderer Gedanke kam in meinen Kopf, kein anderes Wort in meinen Mund als „Brot — Brot!“ Und das hat sie in den Tod getrieben!“

„Erich, bei ihrem Angedenken, höre endlich einmal auf, Dich selber zu quälen und mich — so unaussprechlich! Sie hat verziehen. Und Du, Du bist nicht schuldig. Was weiß ein zehnjähriges Kind davon, wie den Eltern zu Mut ist, wenn sie es — hungern lassen müssen? Wir wollen ihr ein Denkmal errichten lassen aus weißem, kostbarem Marmor, von Künstlerhand —“

„Im Winkel des Kirchhofes, wo die Selbstmörder liegen?“ fragte Erich mit schmerzlicher Ironie. „Wer soll sich des verschollenen Grabes erinnern? Hast Du es ja doch damals gar nicht mehr mit mir besucht, in Deiner Eile, fort nach Prag zu kommen. Das Kind hat nicht am Grab seiner Mutter weinen dürfen, das vergesse ich Dir niemals — nie!“

„Jene Reise war eine Notwendigkeit — war unser Glück —“

„Glück!“ fuhr Erich bitter auf.

„Ja — mein Sohn! Sieh um Dich — so hoch hat Dich Dein Vater erhoben aus dem Elend durch seinen Fleiß, seine Befähigung. Und er gab Dir, Deinen herben Verlust zu ersetzen, einen Engel zur zweiten Mutter!“

„Ja, sie ist gut — keine Frau kann ihr gleichen an Liebe und Milde!“ murmelte der Jüngling mit weicherer Stimme. „Und dennoch — ich bin ja undankbar, und dennoch — es ist nicht meine Mutter! Verzeih', Vater. Laß uns schweigen über alles, was vorgegangen ist. Zu was nützt es? Die Toten stehen nicht wieder auf!“

Mit einem tiefen Seufzer erwiderte Herr Brown: „Möchte dieser Gedanke Dein Herz endlich zur Ruhe bringen. Es wäre an der Zeit, daß Du Dich Deiner ungenossen verstreichenden Jugend erfreust!“

„Ich werde nicht eher Frieden finden, als bis ich's wenigstens versucht habe, ihr Grab jetzt nach so vielen verflossenen Jahren noch zu entdecken, Vater. Laß mich den Schmelzer Friedhof durchsuchen, ohne Zaudern, sogleich, — nein — Du brauchst mich nicht zu begleiten. Erschrick nicht, ich weiß, daß Du Dich scheust vor Grabhügeln und Totenkränzen. Ich gehe allein — entschuldige mich bei der Mama!“

Und er ging allein. Unten auf der Straße mietete er einen Fiaker und ließ sich bis zu den Pforten des großen Totenreiches führen.

Herr Brown sah ihn vom Balkon aus in dem offenen Gefährte dahinrollen. Es that ihm wehe, daß der Jüngling nicht einmal heraufblickte zu ihm. Ein Zug von tiefer, ruhiger Schwermut milderte den für gewöhnlich etwas harten Ausdruck seines Gesichtes.

„Ich habe so viel für den Jungen gethan, so viel — und keinen Dank, keine Liebe —“

Das Rauschen eines seidenen Gewandes hinter ihm ließ ihn auffahren aus seinem Brüten über diesen unerfreulichen Gedanken. „Du ruhst nicht aus, teure Mary?“ fragte er zärtlich seine zu ihm getretene Gattin.

Sie nahm auf einem Schaukelstuhl Platz, den sie in sanfte Bewegung versetzte. „Schlaf konnte ich doch nicht finden. Da trieb's mich wieder auf vom Bette. Ich hieß das Mädchen die Koffer auspacken. Nicht wahr, wir bleiben hier eine Weile? Ich muß nicht sogleich wieder weiter wandern?“

„Du mußt überhaupt gar nichts, süße Mary. Deine Wünsche waren von jeher Befehle für mich. Glaubst Du, daß ich Dich schlechter halten will, als die übrigen Amerikanerinnen von ihren Gatten behandelt werden?“

„Nein, Du bist der aufmerksamste und zärtlichste Gatte, den man sich nur denken kann, lieber John!“ sagte sie mit einem graziösen Lächeln. „Nur würde ich es zuweilen vorziehen, wenn Du mich weniger wie eine Amerikanerin behandeltest, der man jeden Willen thut, jede Laune befriedigt, sie aber bei allen ernsten Angelegenheiten aus lauter Rücksicht und Schonung links liegen läßt. Ich möchte von Dir wie eine einfache, gute deutsche Hausfrau gehalten sein, zu welcher der Mann Vertrauen hat und der er seine innersten Gedanken klar und offen darlegt.“

Eine leichte Verlegenheit und Verstimmung drückte sich in Brown's zaudernder Antwort aus: „Ich weiß nicht, was Du meinst, liebe Mary?“

„Das heißt, mein Herr Gemahl will mich nicht sogleich verstehen. Da muß ich freilich etwas deutlicher sein, um ihn zu einer ebenso klaren Antwort zu zwingen. Seit zwei Jahren heiße ich nun Deine Gattin und noch habe ich nicht erfahren, welch' ein trauriges Geheimnis besteht zwischen Dir und Deinem Sohne!“

John Brown blickte mit einem unsicheren: „Oh — ein Geheimnis — Mary?“ betroffen zu Boden.

„Ich hoffe, Du wirst das nicht leugnen?“ fuhr sie eindringlicher fort. „Ich sprach bisher nie darüber, weil ich mir sagte, daß ich nichts erzwingen, Dein Vertrauen freiwillig an mich herantreten lassen wolle. Da Du aber noch immer so konsequent schweigst, muß ich wohl fragen. Oder glaubst Du etwa, daß ich meine Nächsten und Liebsten noch länger eine Trauer ertragen sehen kann, ohne den mir gebührenden Anteil daran zu verlangen?“

„Liebe Mary, mache Dir keine sorgenvollen Gedanken über Erichs düsteres Wesen. Das ist so Naturanlage!“ wollte Brown ausweichen.

Aber sie sagte mit ernstem Vorwurf in Ton und Blick: „Hältst Du mich für ein Kind, das sich durch leere Worte zufrieden stellen läßt? Nein, heute habe ich gefragt und heute muß mir die Wahrheit werden. John — was giebt es Trauriges und Feindseliges zwischen Dir und Erich? Warum ist er schon jetzt wieder, wie stets, vor dem Alleinsein mit Dir geflohen?“

„Du irrst Dich, Mary, er ging, das Grab seiner Mutter aufzusuchen!“

„Ah!“ rief sie leise und bewegt. „Ja — ich weiß es, sein Herz ist weich, ist treu und gut. Nur diese unerklärlichen düsteren Launen —“

„John!“ wandte sie sich nach kurzem Schweigen an ihren Gatten. „Du hast mir niemals von Deiner ersten Frau gesprochen. Bitte — erzähle mir, wie Du sie fandest und verlorst!“

„Ich kann nicht, Mary — die Erinnerung thut zu wehe!“

„Auch wenn ich herzlich bitte, kannst Du nicht, John? Wenn ich den Balsam meiner Liebe auf Deine Wunde legen will?“

„Gut — Du sollst Deinen Willen haben!“ entschloß er sich plötzlich. „Zum voraus aber sage ich Dir, daß Du Trauriges hören wirst. Ich habe Dir nie verhehlt, daß ich weder von reicher noch vornehmer Herkunft bin. Und das hat Dich nicht gestört in Deiner Sympathie und Achtung für mich; denn bei euch in Amerika gilt, Gott sei Dank, nur was der Mann selber ist, nicht was seine Eltern waren. Meine Eltern habe ich eigentlich gar nicht gekannt, sie starben rasch nacheinander dahin, als ich noch im ersten, unbewußten Kindesalter stand. Ich hörte aber später noch mit Achtung von ihnen reden. Mein Vater hatte dem schweren und verantwortungsreichen aber schlecht belohnten Lehrstande angehört. Nach dem Tode meiner Eltern nahm mich der Bruder meines Vaters in sein Haus. Derselbe besaß unweit von Wien einen Ziegelofen; er war ein redlicher und auch ein guter Mensch und hatte mich auf seine rauhe, polternde Weise lieb. Aber er ließ mich doch gar zu oft hören, daß er sehr edel und uneigennützig handelte, indem er mich verwaisten und mittellosen Knaben seinen eigenen Kindern gleich aufzog und ernährte.

„Das machte mir seine Wohltaten bald sehr drückend. Wie froh war ich also und wie erleichtert, als mein Onkel mir an meinem zwölften Geburtstage ankündigte, daß ich nach Prag reisen sollte, zu meiner Mutter Schwester. Der Armen war ihr Mann gestorben und sie wollte jetzt nicht so allein bleiben, da sie sich nun einmal daran gewöhnt hatte, für jemanden zu sorgen und zu schaffen.

„Mein Oheim gab mir die Nachricht statt eines Festgeschenkes und setzte deshalb alle Vorteile derselben ins rechte und schönste Licht. In Prag könne ich was Ordentliches lernen, die Tante Lina habe keine eigenen Kinder, die würde mich förmlich verziehen und verhätscheln und so weiter.

„Ich war glückselig. Wenn man jung ist, hält man ja jede Veränderung für eine Verbesserung und jeden Ortswechsel für das Eingehen in irgend ein unbestimmt gehofftes Paradies. Und mich wenigstens hatte das freudige Vorgefühl kommender besserer Zeiten nicht getäuscht. Es ging mir herrlich bei Tante Lina. Sie wendete ihre ganze Witwenpension an mein Wohlbehagen, an meine Ausbildung; ich fühlte mich bald als den eigentlichen Herrn des Haushaltes, um mich drehte sich ja die ganze Tagesordnung. Ich mag der seelenguten alten Frau in meinem gedankenlosen Jugendleichtsinn Sorgen und Unbequemlichkeiten genug verursacht haben. Aber lieb hatte ich sie dafür auch von ganzem Herzen und das schien sie vollauf zu entschädigen für jedes Opfer. O, es waren schöne, wie ich's jetzt erst begreife, meine schönsten Zeiten! Mit achtzehn Jahren schon kam ich auf die Universität, denn ich hatte Geschmack am Lernen gewonnen und Tante Lina hielt mich auch strenge zu meinen Studien an, dies war der einzige Punkt, in welchem sie keinen Spaß verstand und keine Nachsicht übte; es war ja „zu meinem Besten“, wie sie sich selber zur Befestigung ihres Ernstes sagte. „Vermögen besitze sie keines, könne mir also auch keines hinterlassen, ich müsse deshalb fleißig an der Begründung meiner Lebensstellung arbeiten, tüchtig lernen, um den Advokatentitel zu erringen; dann sei ich ein gemachter Mann, dann dürfe sie beruhigt über meine Zukunft die Augen zum ewigen Schlummer schließen.“

„Die Liebevolle, die Gute, wie oft hat sie mir diese Betrachtungen in derselben Reihenfolge hergesagt und ich habe doch darauf vergessen

können, von einer Aufwallung unzeitiger Großmut überrumpelt, ich habe mit eigener Hand zerstört, was sie so sorgsam gehegt und gepflegt hat, mein Lebensglück, meine Zukunft. Doch das kommt später. Meine Universitätszeit verfloß heiter und glänzend, an Studentenstreichen und harmlosen Freuden reich. Ich gehörte natürlich einer Burschenschaft an und zwar einer für die damaligen Zeiten sehr demokratisch gefärbten. Daß die Polizei uns für gefährlich hielt, ein wachsames Auge auf uns hatte, schmeichelte meinem Stolze. Ich suchte mich vor den anderen noch auszuzeichnen, hervorzuthun durch kühne, radikale Wirtshausreden, durch das Singen verbotener Lieder und das heimliche Verbreiten konfiscierter Flugschriften. Wenig kümmerte es mich, daß mein Gebahren mich mißliebig machte, selbst auch bei meinen Professoren. Ich zwang die letzteren doch immer wieder zu Anerkennung und guten Klassifikationen, weil ich begabt war und es an eisernem Fleiß nicht fehlen ließ.

„Bekannte und gute Kameraden zählte ich gar viele unter den Universitätsschülern; Freund war ich aber nur einem einzigen, was ich unter „Freundschaft" verstand. Bei meiner Wahl hatte ich meine demokratischen Grundsätze etwas stark aus den Augen verloren. Es ist und bleibt immer ein und derselbe schwache Punkt bei uns Bürgerlichgeborenen, daß wir uns trotz allen heimlichen Verwünschungen und zornigem Faustballen gegen die „vornehmen Leute" doch stets wieder hochgeehrt fühlen, wenn sich irgend ein Gräflein oder sonstiger Wappeneigentümer freundlich zu uns herabläßt. Auch ich hab' davon keine Ausnahme gemacht, auch ich war stolz und glücklich darüber, daß der junge Baron Emil von Bernau gerade mich seiner Sympathie für wert gehalten hatte. Daß er seine besonderen Gründe hatte, mich mit seinem vertrauten Umgang und seiner besonderen Vorliebe zu beglücken, das lernte ich freilich bald begreifen. Mein junger Herr Baron besaß weder Genie noch Fleiß, weder treues Gedächtnis noch guten Willen. Dagegen liebte er die fröhlichen Zechgelage der Studenten und — manches andere, wovon ich erst später zu meinem Schaden erfuhr. Trotz aller dieser ungünstigen Umstände aber wollte er dennoch vorwärts kommen, die Universitätsprüfungen gut bestehen. Das „Warum" ist nun auch eine kleine, sonderbare Geschichte. Ein alter, millionenreicher Oheim hatte ihn, den Altadeligen, aber gänzlich Mittellosen, zum Universalerben eingesetzt unter der Bedingung, daß er nicht wie andere reiche und vornehme Leute sich nur dem Müßiggang und Wohlleben ergeben dürfe, sondern einen humanitären Beruf ergreifen müsse, den er zum Nutzen und Frommen der Menschheit unentgeldlich auszuüben habe.

„So stand es wörtlich in dem Testamente. Und unbequemerweise war auch noch die Klausel beigefügt, daß der Baron Emil von Bernau die Erbschaft erst dann antreten dürfe, wenn er sein Examen als Mediziner oder Jurist mit Erfolg bestanden hätte. Während seiner Studienzeit wurde ihm nur ein beträchtliches Monatsgeld aus den Interessen des Erbschaftskapitals eingehändigt.

„Die Bedingung des Testamentes mußte also erfüllt werden. Und mich hatte nun Emil dazu ausersehen, ihm dabei behilflich zu sein. Ich mußte ihm die mündlichen Aufgaben einpauken und bei den schriftlichen so ausführlich helfen, daß ich dadurch selber einen mir sehr interessanten Einblick in die medizinischen Wissenschaften bekam.

„Er zeigte sich aber auch dankbar und erkenntlich für meine Bemühungen. Jeder Standesunterschied schien aufgehoben zu sein zwischen uns beiden. Damit wir jede freie Stunde beisammen sein konnten, mietete ich ein kleines Quartier in dem Hause, welches Tante Lina und ich bewohnten. Und nun stieg unsere Freundschaft gar vollends auf den Siedepunkt, denn die gute alte Frau schürte tüchtig mit ihren Freudenbezeugungen, daß ein so vornehmer junger Herr es nicht für zu gering achte, bei so geringen, bürgerlichen Leuten täglich aus und einzugehen. Ich hatte Emil wahrhaft liebgewonnen, ich fühlte jenen Enthusiasmus und jene Hingebung für ihn, die der ersten Jugend schöner Anteil sind. Vorteile habe ich keine gezogen aus meinem Umgang mit Emil. Er hätte mir auch keine gewähren können, denn trotz seines beträchtlichen Monatsgeldes machte er noch immer Schulden.

„Wenige Monate vor dem Schlußexamen, welches er und ich beinahe gleichzeitig bestehen sollten, fiel es mir auf, daß er noch fauler und nachlässiger wurde als bisher und besonders, daß er die Nächte durchschwärmte, ich wußte nicht wo. Meine Fragen beantwortete er ausweichend, meine Mahnungen entkräftete er durch Scherze und Liebkosungen. Ich mußte mich darein ergeben, noch mehr als früher für ihn zu arbeiten. So ging es eine Weile fort. Emil wurde wandelbar in seiner Laune, bald lachte und tollte er übermäßig, bald zeigte er sich traurig und schweigsam. Auch seine Geldverhältnisse waren plötzlich einem sonderbaren Wechsel unterworfen. Wenn er sich heute noch im Besitze bedeutender Summen befunden hatte, so konnte es schon morgen geschehen, daß er ganz kleine Beträge, zum gewöhnlichen Lebensbedarf, von irgend einem Kameraden entlieh. Darüber hab' ich damals freilich wenig nachgedacht. Ich besaß ja auch keine Befugnis, ihn nach seinen Einnahmen und Ausgaben zu fragen. Eines Tages aber sollte mir des Rätsels Lösung gewaltsam und unabweisbar genug aufgedrungen werden. Es war an einem stürmischen Maiabend, draußen Regen und Hagel wirr durcheinander gemischt. Ich saß mit meinen Büchern und Heften in Emils Zimmer, ganz allein. Er hatte mich gebeten, ihn zu erwarten, da er noch eine Stunde mit mir arbeiten wollte. Die Zeit verging mir sehr schnell; ohne daß ich's merkte, wurde es Mitternacht. Da fuhr ich endlich auf aus meinem Brüten über irgend ein mathematisches Problem und schickte mich an, in mein eigenes Stübchen hinaufzusteigen. Emils Eintritt verhinderte mich daran. Mein Gott, wie hat der damals ausgesehen. Blaß wie der Tod, die Haare unordentlich, ohne Mütze, mit einer blutenden Wunde quer über die innere Handfläche ist er zu mir ins Zimmer hereingestürzt. Ich fragte erschrocken, ich rüttelte ihn, als er betäubt auf das Sofa hinsank, ich wollte wissen, was geschehen war. Lange bekam ich aber keine Antwort, er stöhnte nur immer vor sich hin: „Jetzt ist alles verloren, alles verloren!" Ich verlegte mich aufs Schmeicheln und Bitten, mir that's in der Seele weh, ihn so trostlos zu sehen. Da sagte er endlich matt, beinahe ohne Stimme: „Was brauchst Du es zu wissen? Helfen kannst Du mir ja doch nicht!" Daraufhin habe ich natürlich erst recht nicht geruht, bis er mir anvertraute, was ihm widerfahren war. Schlimm genug sah das ja nun freilich aus. Er hatte sich an diesem Abende, wie schon sehr oft während der letzten Zeit, von einem Kameraden in ein Haus locken lassen, wo Hazardspiel getrieben wurde. Die Polizei war aufmerksam geworden, war eingedrungen zu später Stunde in das Lokal. Die ertappten Sünder, meist junge Leute aus besseren Ständen, wollten sich nicht drein ergeben, aufgegriffen und öffentlich gebrandmarkt zu werden, indem man sie aus einem so schlecht beleumundeten Hause hinausführte.

„Es entspann sich ein erbitterter Kampf. Mein Freund Emil bekam es mit einem besonders eifrigen Polizisten zu thun, der schonungslos von seiner blanken Waffe Gebrauch machte.

„Emil erlitt beim Parieren eines Hiebes unversehens eine ziemlich tiefe Schnittwunde an der Hand. Und als er hierauf, vom Schmerz gestachelt, seinerseits ausfällig wurde und eine im Handgemenge zerbrochene Champagnerflasche als Waffe benützte, da riß ihm sein Gegner plötzlich die Studentenmütze vom Kopfe und rief ihm höhnisch zu: „Jetzt lauf' nur, wohin Du magst, mein Bürschchen. Mit Hilfe dieses Pfandes da und meines guten Hiebes über Deine Hand getraue ich mich, Dich ausfindig zu machen, wo Du Dich auch immer versteckst und verkriechst!" So erzählte mir Emil und fügte noch bei, er sei zwar wirklich aus dem unseligen Hause entkommen, hege aber natürlich nicht die geringste Hoffnung, daß seine Gegenwart dort während des nächtlichen Ueberfalles verborgen bleiben und ihm eine polizeiliche Verurteilung erspart werden könne, ungeachtet der Rücksichten, die man sonst wohl seinem Stande, seinem vornehmen Namen entgegenbringe. Was aber für ihn aus einem öffentlichen Skandale erfolgen mußte, dies vermochte ich auch ohne seine verzweifelten Klagen und Erklärungen völlig einzusehen. Ausschließung von den Prüfungen, Ausweisung aus den Hörsälen der Universität, das gehörte mit zu diesen unausbleiblichen Konsequenzen und bedeutete für ihn zugleich den Verlust der lange gehofften und erstrebten Erbschaft seines Oheims. Nimmer würde einem relegierten Studenten das kolossale Vermögen ausgehändigt werden, welches im Sinne des Erblassers nur einem Würdigen, einem Wohlthäter des Menschengeschlechtes zu gute kommen sollte.

„Wenn ich damals meinem ersten Impulse gefolgt wäre, so hätte ich mich voll Abscheu über Emils Leichtsinn von ihm abgewendet und ihn seinem Schicksal überlassen. Aber da sprach eine Stimme in mir: „So, Du willst den Freund jetzt feig im Stiche lassen, nachdem ihn Unglück betroffen hat? Jetzt, da er Dich erst recht notwendig braucht?"

„Und dann — das Mitleid mit Emils Jammer, meine alte, starke Zuneigung zu ihm. Ich hab' mich erweichen lassen — hab' ihn zuerst getröstet und dann mit ihm auf einen Ausweg, auf ein Rettungsmittel gesonnen.

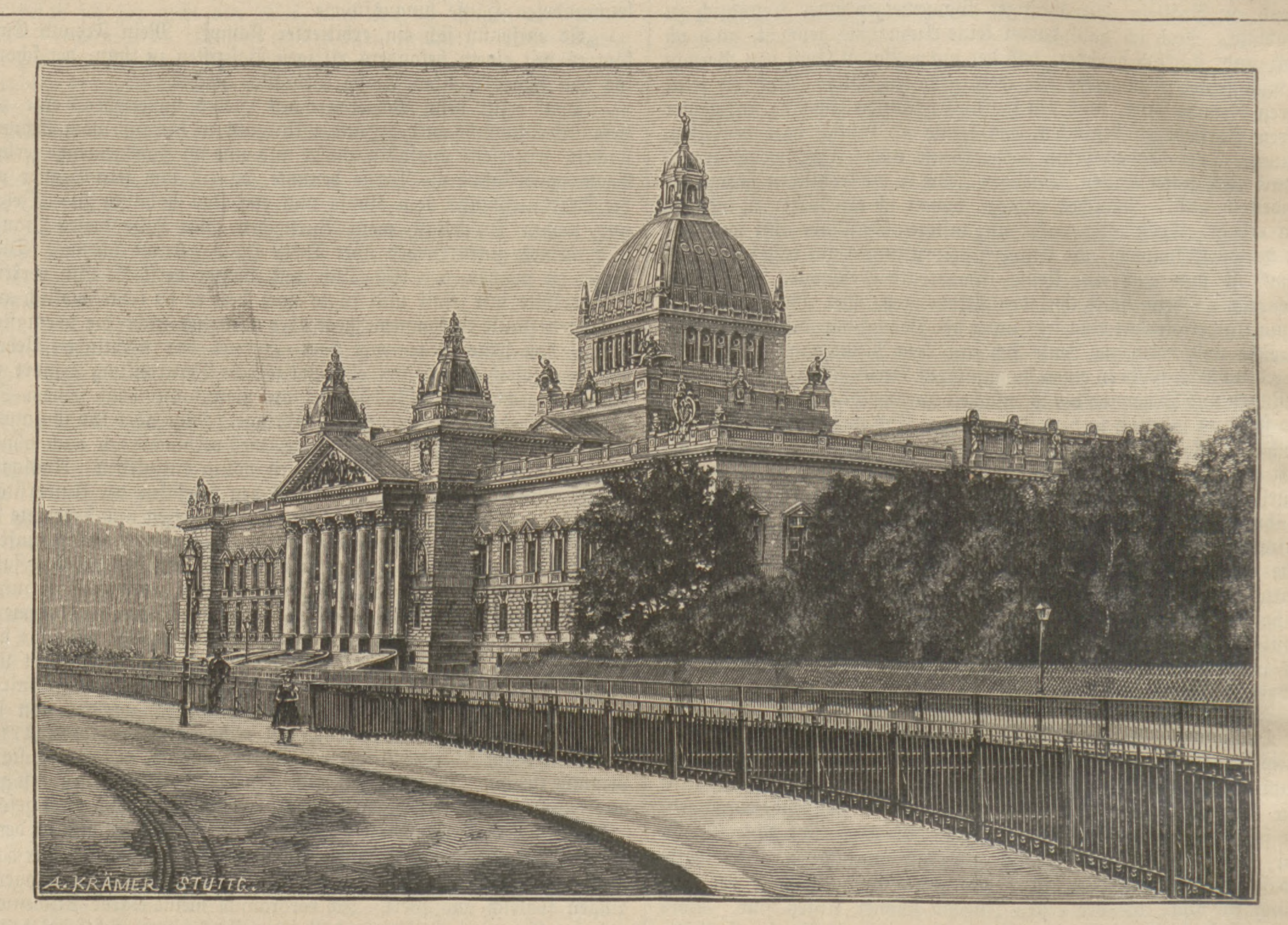
„Ob ich es selber fand — oder ob er es mir geschickt in den Sinn gebracht hat, das kann ich nicht sagen. Gewiß ist, daß ich mir bald einredete, ich müßte das Opfer für den Freund ohne Bedenken bringen. Wir gingen sogleich ans Werk. Ich verbrannte meine eigene Studentenmütze und brachte mir mittelst eines Rasiermessers einen tüchtigen Hautschnitt über die linke Handfläche bei. Es gab nun zwei Studenten, die keine Mütze und eine Verletzung an der linken Hand hatten. Wie sollte die Polizei den richtigen, den bei dem skandalösen Vorfall Beteiligten herausfinden, umsomehr, als ich den Abend in Emils völlig abgeschlossenen Wohnung gewesen war, niemand also, mir zum Trotze, mir mein Alibi nachweisen konnte? Ich Thor war förmlich geschäftig, Verdachtsgründe wider mich aufzuhäufen. Ich ging in den Hof hinab, um meine Stiefel zu beschmutzen. Da es geregnet hatte, tauchte ich meinen Schirm in einen Wasserkübel und bespritzte Rücken und Aermel meines Ueberrockes. Hierauf stieg ich mit möglichst viel Gepolter die Treppe zu Tante Linas Wohnung hinauf. Die Gute war noch in den Kleidern und kam mir besorgt entgegen. „Mein Gott — Du warst also wirklich außer dem Hause?" sagte sie mit einem Blick auf meinen durchnäßten Schirm. „Ich glaubte zuerst, Du seiest nur unten bei Baron Emil — dann aber, als es so spät wurde, fing ich mich zu ängstigen an!"

„Ich gab ihr keine Auskunft über mein Verbleiben, sondern richtete es so ein, daß sie den weißen Verband an meiner linken Hand bemerken mußte. Da gab es natürlich gleich ein Gelärme und Gejammer. Ich erzählte, daß ich gefallen sei — es habe aber nichts zu bedeuten. Und als sie nach der Verletzung sehen wollte, wies ich sie kurz ab und schloß mich in mein Zimmer ein.

„Am nächsten Vormittag — in dem Hörsaale der Universität kam

es dann zur — Katastrophe. Der Rektor ließ den ernsten, strengen Blick prüfend über uns Studenten hingleiten. Ich wunderte mich, daß ihm gar keine Betroffenheit anzumerken war, als er zwei Studenten gewahrte, die statt der rotblauen Mütze einfache Klapphüte trugen und die linke Hand mit einem weißen Tuche umwickelt hatten. Und ein unbestimmtes Unbehagen erwachte in mir, als der Rektor gerade mich aus den Reihen der übrigen Studenten rief. Er unterwarf mich einem langen Verhöre, durch welches ich zu meiner höchsten Bestürzung erfuhr, daß Emil mir das Unheilvollste verschwiegen hatte. Während des nächtlichen Kampfes im Spielhause war einer der Polizisten zu Tode verwundet worden und hatte vor dem Hinscheiden ausgesagt, derjenige von den jungen Leuten sei sein Mörder, den er mit der blanken Klinge getroffen und dann seiner Mütze beraubt habe. Emil hatte vielleicht auch gar nicht gewußt, daß er seinen Gegner so schwer verletzt, denn als ich unwillkürlich zu ihm hinüberblickte, bemerkte ich, wie bleich und betroffen er dastand. Seine Sache wäre es nun gewesen, vorzutreten und ehrlich zu bekennen: „Ich war's, der's gethan hat!" Aber nein! Emil wandte die Augen anderswohin. Und ich — für mich war der Karren tief verfahren, das hatte ich gleich im ersten Augenblick begriffen. Vielleicht wäre trotzdem noch Rettung möglich gewesen für mich, wenn ich gleich von Anfang an Stellung in der Welt gehoben ist, dies auch verdienen müsse durch edle Eigenschaften. Deshalb klage ich auch heute noch nicht die Richter an, die mich damals verurteilt haben, während sie Emil kaum einem ernstlichen Verhöre unterwarfen. Wider mich war ja leider aller Schein und alle Wahrscheinlichkeit. Selbst was Tante Lina von jener Unglücksnacht erzählte, trug nur dazu bei, mich noch mehr zu belasten. Und als ich endlich, über Emils feiges Schweigen empört, ihn der That beschuldigte, deren man mich bezichtigte, da galt meine Aussage nur als Bosheit und schändliche Verleumdung. Ich berief mich vergebens auf Emils Kameraden, die mit ihm zugleich in jenem Hause verkehrt hatten, ob sie mir denn an jenem Abend oder jemals früher dort begegnet wären? Sie hielten zusammen wie Kletten, gaben ausweichende Antworten und wollten nichts sagen, was Emil belasten konnte.

„Kurz, das Ende war eine öffentliche Gerichtsverhandlung, in welcher ich „nur zu vier Jahren Kerkerhaft" verurteilt wurde. Die glänzenden Rednergaben meines Verteidigers hatten diese außerordentliche Milde des Gerichtshofes für mich bewirkt. Und — erschrick nicht, meine zarte Mary, ich habe diese vier Jahre wirklich im Gefängnisse verbracht, im täglichen Umgange mit Verbrechern aller Arten und Grade. Verhärtet, zerstört, verknöchert verließ ich das Haus der Schuld und der Schmerzen, in wel-



Das neue Reichsgerichtsgebäude in Leipzig von der Nordostseite. (Mit Text.)

Emils Namen genannt und sein mir abgelegtes Geständnis vor dem Rektor wiederholt hätte. Das aber konnte ich damals noch nicht übers Herz bringen; ihn anklagen, der mir sein Vertrauen geschenkt, ist mir damals wie ein unerhörter Verrat erschienen. Ich dachte auch immer noch, daß man mich wegen des Mordes nicht verurteilen könnte, weil ja zwei Personen da waren, auf welche die Verdachtsgründe zutrafen. Darum beschränkte ich mich aufs bloße Leugnen. Der Rektor stand endlich ab von mir. Emil fand während der folgenden Vorlesung Gelegenheit, mir heimlich zuzuflüstern: „Bleib' nur dabei, daß Du von gar nichts weißt, bleib' beim unerschütterlichen Leugnen!" Ich war so unsinnig zu glauben, daß man mich nicht weiter behelligen würde. Da traten plötzlich — der Vortrag des Professors war eben zu Ende — mehrere Polizisten in den Saal, die — meine Verhaftung vornahmen. Erst viel später habe ich's erfahren, daß Emil, der früher, als ich zur Vorlesung gegangen war, schon vor mir von dem Rektor vernommen worden war und den Verdacht — auf mich gelenkt hatte.

„Für mich gestalteten sich die Folgen geradezu vernichtend. Man glaubt den edelgeborenen Herrn immer lieber, als irgend einem armen Teufel, das ist nun einmal natürlich und menschlich so. Man meint unwillkürlich, daß derjenige, der schon durch seine Abkunft auf eine höhere chem ich so unermeßlich gelitten hatte, so unbeschreiblich. Ausgestoßen war ich nun vom besseren Teile der Menschheit, meine Zukunft vernichtet, mein Leben geknickt, ohne daß ich je Böses gethan oder gedacht. Kann es so weit kommen in einer Welt, in der die Gerechtigkeit das Scepter führen soll? Wilde Zweifel fielen mich an, ich wühlte mich ein in Bosheit und Verachtung gegen die Menschen, von denen mir so unerhörte Unredlichkeit widerfahren war.

„Da es mit dem Studieren, mit jeder ehrenvollen Laufbahn vorbei war für immer und da ich mein elendes Leben doch fristen mußte, nahm ich Dienste als Kopist bei einem jener dunklen Ehrenmänner, die Winkeladvokaten genannt werden, vielleicht weil sie soviel Grund haben, ihr ganzes Thun und Treiben im finstersten Winkel der Welt zu verbergen. Immer mehr kam ich herab, innerlich und äußerlich. Es gewährte mir eine Art von trauriger Genugthuung, den Menschen zeigen zu können, „seht, das habt ihr gemacht aus mir!"

„Da betrat eines Tages, von meiner Quartierfrau geführt, ein junges Mädchen das armselige Zimmer, welches ich in der entlegensten Vorstadt Prags bewohnte. Nie werde ich jene plötzliche, wie in einen verklärenden Lichtglanz getauchte Erscheinung vergessen. Blond wie Du war sie, Mary, und Augen hatte sie, die von der Sonne bestrahlten Saphiren

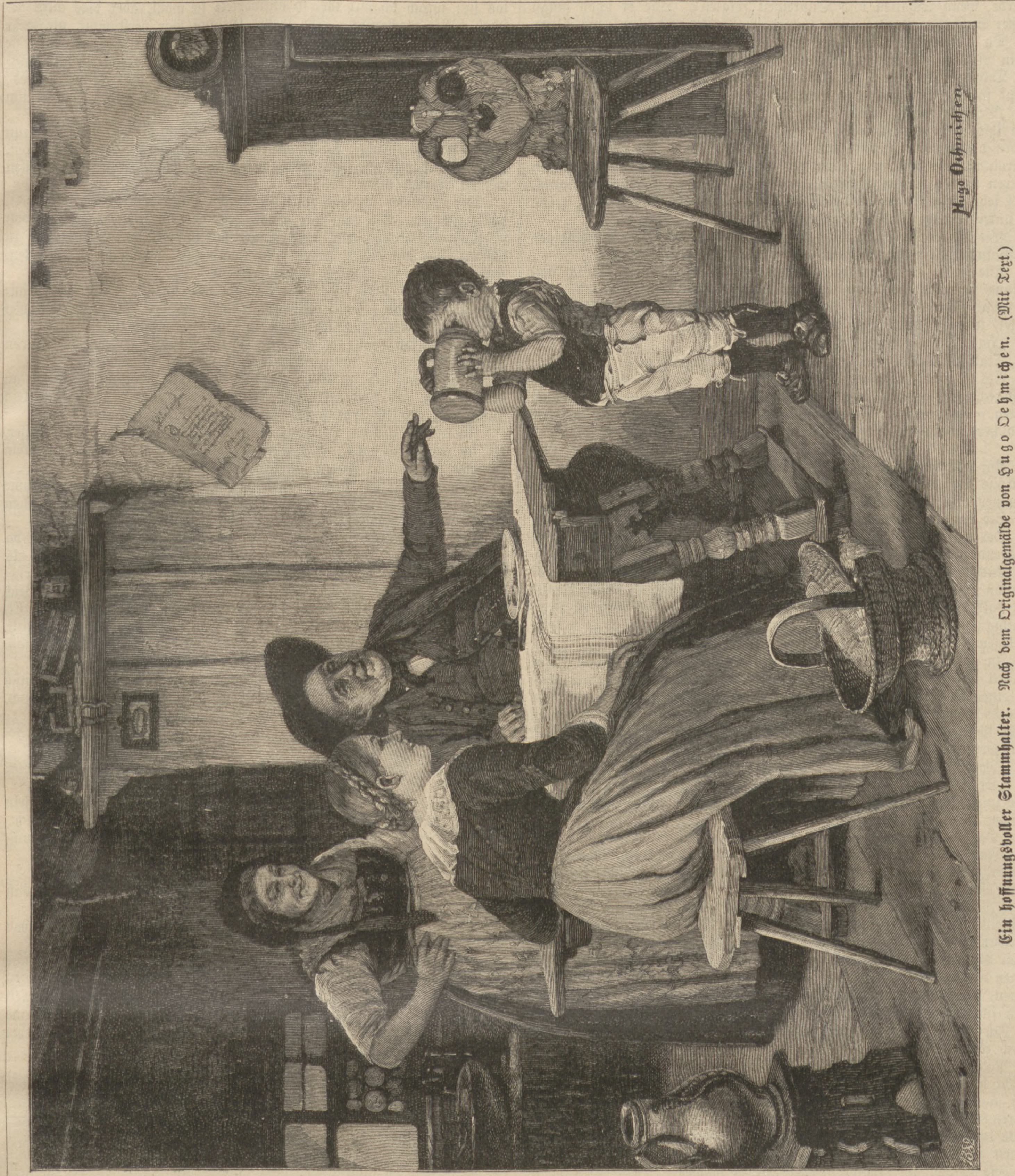
glichen. Sie wartete ruhig, bis die neugierig zögernde Zimmerfrau sich entfernt hatte. Dann sagte sie mit einem milden Ernste, der ihr unendlich gut anstand: „Ich bin Emil von Bernaus Schwester!“

„Wie vom Blitz getroffen fuhr ich auf. Verdunkelt war mir plötzlich der lichte Zauber, der das bewegt und freundlich blickende Mädchen umgab. Ich hörte nur den verhaßten Namen „Bernau“ in meinen Ohren wiederhallen.

gänzlich losgelöst von ihm, da ich endlich, endlich das majorenne Alter erreicht habe, seit drei Monaten!“

„Und was wünschen Sie von mir?“ fragte ich, etwas milder gestimmt durch den feindseligen Ton, in welchem sie von Emil gesprochen hatte.

„Ich möchte mit Ihnen überlegen, ob ich nicht irgend etwas zur Erleichterung Ihres Loses beitragen könnte. Mein Schritt ist unpassend



Ein hoffnungsvoller Stammhalter. Nach dem Originalgemälde von Hugo Oehmichen. (Mit Text)
(Photographie im Verlage von Franz Hanfstängl, Kunstverlag, A.-G. in München.)

„Was wollen Sie von mir?“ stieß ich rauh und hohnlachend hervor. „Wünschen Sie sich mit Ihren eigenen Augen zu überzeugen, wie gut mir der schändliche Verrat Ihres Bruders bekommen ist?“

Sie ließ ihren sanften, ehrlichen Blick unvermindert freundlich über mich hingleiten.

„Nein — ich habe nichts mehr mit ihm zu schaffen. Ich bin nun

für ein Mädchen und sehr ungewöhnlich, ich weiß es. Aber ungewöhnlich sind auch die Umstände, die mich zu Ihnen treiben. Müssen wir nicht unerschrocken jeden Weg betreten, der uns ermöglicht, ein von uns oder unseren Angehörigen begangenes Unrecht wieder gut zu machen?“

„Ah — Sie wissen also, daß mir Unrecht geschehen ist, schreiendes Unrecht?“ rief ich ihr begierig zu.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstblätter.

Von Jenny Piorkowska. (Schluß.)

Was dachte er sich wohl dabei, wie er fast täglich kam und durch Worte und Blicke meiner Käte sanftes Herz zu gewinnen suchte? Ueberlegte er sich wohl, was kommen mußte? Er gab ihrem Leben Licht und Wärme — dachte er aber wohl auch daran, was aus ihr werden würde, wenn Schatten und Dunkelheit folgten? Wie er schon längst außer Sicht war, stand sie noch immer am Fenster und schaute ins Weite.

Da legte ich meinen Arm leise um ihre schlanke Gestalt. „Käte, mein Liebling, flüsterte ich, „denke nicht zu viel an den Baron."

Dunkle Röte ergoß sich über ihre Züge, und verlegen ließ sie den Kopf sinken, ohne etwas zu erwidern.

„Bedenke wohl, Kind," fuhr ich in zärtlichem Tone fort, so sehr Du ihm auch gefallen magst, so sind eure beiderseitigen Stellungen im Leben doch zu verschieden, als daß es zu etwas führen könnte. Der Baron ist sehr reich und einer der angesehensten, vornehmsten jungen Herren in der ganzen Provinz, und seine Mutter ist, wie Du weißt, eine sehr stolze Frau, die es ihrem Sohne nie vergeben würde, wenn er unter seinem Stande heiratete."

Wie schwer, wie unendlich schwer ward es mir, ihre unschuldigen Hoffnungen zu zerstören, was aber blieb mir übrig?

Alle Farbe wich aus ihren Zügen, ihre Lippen bebten, zärtlich umschlang sie mich, und barg ihr Antlitz an meiner Brust.

„Ach Marie," hauchte sie traurig, „ich wünschte, er hätte keinen Titel, keinen Namen und wäre so arm wie wir!"

„Hast Du ihn denn gar so lieb?"

Statt aller Antwort brach sie in heiße Thränen aus.

Als sie mir an jenem Abend „Gute Nacht" sagte, sprach sie: „Du hast recht, Schwester Marie, ich darf nicht zwischen ihn und seine Mutter treten. Und nachdem sie eingeschlafen war, warf sie sich unruhig hin und her, und von Zeit zu Zeit hob ein schwerer Seufzer ihr Brust.

* * *

Am nächsten Tage hörte ich wieder den wohlbekannten Ton von des Barons Braunem. „Käte," wandte ich mich zu dieser, „geh' in Dein Zimmer und warte, bis ich Dich rufen lasse."

Sie verstand mich und gehorchte mir ohne ein Wort des Einwandes.

Der Baron war etwas erstaunt, mich allein zu finden, und wandte, während er sich mit mir unterhielt, den Blick kaum von der Thüre.

Endlich fragte er nach ihr, und als ich ihm entgegnete, sie sei momentan beschäftigt, wurden seine Züge sehr ernst, und er verabschiedete sich bald. — Als er tags darauf wiederkam, hatte ich Käte zu Frau Röthig geschickt, und da sich noch anderer Besuch einstellte, hatte er keine Gelegenheit, sich eingehender nach ihr zu erkundigen.

In jener Nacht trat Käte an mein Bett. Der helle Mond schien so hell auf die weiße Gestalt mit dem lang herabwallenden Haar, daß ich einen Augenblick meinte, ein überirdisches Wesen vor mir zu haben.

„Schwester Marie," sprach sie, „es läßt mir keine Ruhe, ich kann nicht schlafen, bis Du mir einen Wunsch gewährt hast; willst Du mit mir fortgehen von hier?"

„Fort?" wiederholte ich erschrocken, „fort? — wohin? weshalb?"

„Sei mir nicht böse, Schwester," entgegnete sie, „aber ich bin sehr, sehr unglücklich; ich bin so unglücklich, daß ich wünschte, ich läge bei meiner guten Mutter in kühler Erde."

„Des — des Barons halber?" fragte ich leise.

„Ja," nickte sie. „Ach Schwester, nimm mich fort von hier! Laß uns irgendwohin gehen, wo er uns nicht finden, wo er nicht täglich in meine Nähe kommen kann, wie jetzt. Ich will ja nicht zwischen ihn und seine Mutter treten; nicht um alles in der Welt möchte ich ihm auch nur eine einzige unglückliche Stunde bereiten; daß er aber Tag für Tag hierherkommt und ich ihn nicht sehen soll, während ich nach einem einzigen Blick aus seinem lieben Gesicht, nach einem einzigen Wort von seinen Lippen schmachte — das ertrage ich nicht. Ich will ja alles versuchen, Dir keine Sorgen zu machen, liebe Schwester, aber bitte, laß mich für einige Zeit von hier fort gehen!"

Ich drückte sie an mich und suchte sie gleich einem bekümmerten Kinde durch zärtliche Worte und Liebkosungen zu trösten und zu beruhigen.

Nach kurzer Zeit schlummerte sie sanft ein, ich aber lag die übrige Nacht hindurch wach und überlegte, was zu thun wohl das beste sei. Ich machte mir bittere Vorwürfe, nicht besser über das Kind meiner teuren Mutter gewacht zu haben; doch was hätte ich thun sollen? wie hätte ich das Unheil abwenden können? — Auch meine Selbstvorwürfe kamen jetzt zu spät; es blieb mir nichts anderes übrig, als das Geschehene so viel als möglich wieder gut zu machen.

Bevor der Morgen anbrach, war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihrem Wunsche willfahren, nach einem kleinen Badeort mit ihr gehen und dort bleiben, bis sie ihre Liebe zu dem Baron überwunden hatte. Diesem sollte ihr Aufenthaltsort unbekannt bleiben. — Von Rudolf hatte weder seine Mutter noch ich während der letzten Monate gehört. Für mich war dies kaum ein neuer Kummer, hatte ich doch von Anfang an wenig Hoffnung auf ein glückliches Ende unserer Liebe gehabt.

* * *

Ich ging mit Käte nach S . . . . bad. Es war Mitte Juli und das herrlichste Wetter, so daß wir den ganzen Tag im Freien zubringen konnten und uns unter anderen Verhältnissen nach Herzenslust an dem brausenden Meer und der frischen Seeluft hätten erfreuen können; so aber fiel es mir wie eine Centnerlast aufs Herz, wenn ich meine Käte sah, wie sie oft stundenlang traurig dasaß, den trüben Blick starr auf die ewig murmelnden Wasser geheftet. Wenn ich sie bat, zu lesen, so las sie; sprach ich mit ihr, so antwortete sie wohl, aber dies alles geschah völlig mechanisch. Ihr froher Gesang war verstummt, nie mehr sah ich ihre Lippen lächeln, wenn ich sie nicht daran hinderte, hätte sie wohl den ganzen Tag auf ein und derselben Stelle verweilen und träumen können, träumen von ihm. Armes Kind! Sie that ihr möglichstes; nie kam sein Name über ihre Lippen, aber ich sah wohl, daß sie ihn nicht vergessen konnte.

Ich wähnte mich, nahe der See, auch meinem Rudolf näher. Wenn ich des nachts erwachte, konnte ich mir einbilden, seine Stimme zu hören. Bisweilen war es mir, als hörte ich ihn durch das Murmeln der Wellen meinen Namen rufen.

Der Sommer schwand und der Herbst, mir die liebste Jahreszeit, stellte sich ein. Käte kam mir etwas heiterer und zufriedener vor, daß ich schon entschlossen war, noch länger mit ihr fern von Grottendorf zu bleiben, als wir eines Tages ganz unerwartet die Nachricht erhielten, Frau Geidner sei plötzlich schwer erkrankt.

Da war es Käte selbst, die drängte und meinte: „Laß uns heimkehren, Schwester, unser Aufenthalt hier an der See hat mich viel gelehrt. Vertraue mir, ich werde in Zukunft vernünftiger sein."

Wir kehrten heim, ich mit dem festen Entschluß, wenn der Baron uns wieder besuchen sollte, offen mit ihm reden zu wollen.

Grottendorf sah in seinem Herbstkleid köstlich schön aus; als wir an dem Schloß und dem herrlichen Park vorüberfuhren, sprach Käte kein Wort, mit ernstem Antlitz sah sie stumm vor sich nieder.

Zu meiner großen Beruhigung fand ich Frau Geidner weit besser, als ich gefürchtet hatte. Nachdem wir ein Stündchen bei ihr in ihrem Zimmer verplaudert hatten, gingen wir in den Garten.

Das goldbraune Laub rauschte unter unseren Füßen, die Bäume hingen voll reifer Früchte. Ich stand unter einer hohen, noch grünen Buche, als ich plötzlich den Ton schneller Schritte vernahm.

Seit kaum zwei Stunden waren wir wieder heimgekehrt, und da stand er schon — der Baron von Welzau, blasser und schmaler, als da wir ihn zuletzt gesehen hatten und mit einem unendlich vorwurfsvollen Ausdruck auf seinem schönen Gesicht. Schnell schweifte mein Blick zu Käte hinüber. Mein Gott! ich hatte geglaubt, das Kind sei geheilt, welche Täuschung das aber von mir gewesen, zeigte mir jetzt ihr Antlitz, in dem es glückstrahlend aufleuchtete, als sie den Geliebten wiedersah. Und dieser, ohne mich zu beachten, ging direkt auf sie zu.

„Kätchen," sprach er, „wo sind Sie gewesen? wie konnten Sie mich so verlassen, ohne auch nur ein Wort des Abschieds? Wissen Sie auch, welchen Kummer, welche Qualen Sie mir dadurch bereitet haben?"

Er hatte ihre beiden Hände erfaßt, und sie erbebte unter seiner Berührung. „Was veranlaßte Sie, so grausam gegen mich zu sein?"

Jetzt hielt ich es an der Zeit, mich einzumischen. Ich suchte sie zu trennen. „Geh hinein, Käte," sprach ich, „ich werde mit dem Baron reden."

Er aber wollte sie nicht freilassen. „Ich verstehe Sie nicht, Fräulein Marie!" rief er; „bin ich ihrer denn gar so unwert? Sie wissen nicht, wie innig ich sie liebe! Warum wollen Sie uns trennen? Warum wollen Sie sie mir nicht zur Gattin geben?"

„Zur Gattin?" wiederholte ich, meine Käte Ihre Gattin?!"

„Wollen Sie sie mir nicht anvertrauen? Glauben Sie nicht, daß ich sie glücklich machen werde?"

„Aber — aber Ihre Mutter?" sprach ich zögernd, „was — was würde Ihre Frau Mutter dazu sagen?"

„Das sollen Sie morgen von ihren eigenen Lippen hören. Ich erfuhr erst vor kaum einer halben Stunde von Ihrer Heimkehr. Jetzt sagen Sie mir nur dies eine: Wollen Sie mir Ihr Kätchen zur Frau geben?"

Was blieb mir noch übrig? Schon hatte er sie innig in die Arme geschlossen und flüsterte ihr zärtliche Liebesworte zu. Schweigend wandte ich mich und ließ die Zwei allein.

Eine Stunde später kamen sie zu mir in das Zimmer.

Käte kam direkt auf mich zu und barg ihr Gesicht an meiner Schulter. „Liebe Schwester," hauchte sie, „sprich doch ein freundliches Wort zu ihm."

„Ja, meinte auch der Baron, „gestehen Sie ein, daß Sie mich tief gekränkt, daß Sie mir bitter unrecht gethan haben, wenn Sie meine tiefe Liebe zu Kätchen für leichtsinnige, vorübergehende Laune halten konnten."

„Das war es nicht allein," fiel ich ihm ins Wort, „weder ich noch Käte selbst wollten störend zwischen Sie und Ihre Mutter treten."

„Meine Mutter weiß seit Wochen, daß, wenn Kätchen nicht die Meine wird, ich mich überhaupt nie verheiraten würde. Ich liebte Kätchen von der ersten Stunde an, wo ich sie kennen lernte und that alles, mir auch ihre Liebe zu gewinnen, bis Sie mich so falsch beurteilten und sie mir entrissen. Nie hat meine Mutter auch nur den Versuch gemacht, sich meinen Wünschen zu widersetzen, sobald sie sah, daß das Glück meines ganzen Lebens davon abhing."

Tags darauf machte Frau von Welzau uns ihren Besuch und bannte durch ihr liebenswürdiges, entgegenkommendes Wesen den letzten Hauch von Schatten, der wenigstens in meinen Augen noch auf der Verlobung ruhte. — Im Frühling sollte die Hochzeit stattfinden.

Ich gehe schnell über die glückliche Brautzeit hinweg.

Frau Geidner erholte sich völlig wieder, und die zwei Verlobten lebten wie in einer anderen Welt.

Von Rudolf aber hörte ich die ganze Zeit hindurch kein Wort. —

Als der Schwarzdorn in voller Blüte stand, und die Obstbäume wie mit duftig weißem Schnee bedeckt schienen, kam der Tag heran, und jeder, der meine Käte sah, meinte, eine so schöne Braut noch nie geschaut zu haben.

Sie ist aber auch unsagbar glücklich. Frau von Welzau liebt sie ebenso innig wie ihren eigenen Sohn, und in der ganzen Umgegend ist es bekannt, daß es kein glücklicheres Paar giebt, als Baron von Welzau mit seiner jungen Frau. — Jetzt ist meine Käte eine stattliche Frau mit zwei Söhnen und einer reizenden Tochter, die als das Ebenbild ihrer Mutter heranwächst. Sie sind alle stets sehr liebenswürdig gegen mich und laden mich beständig zu sich ein.

* * *

Nun wollen meine Leser noch wissen, weshalb ich vor allen die Herbstzeit liebe? — Weil der September dieses Jahres mir das höchste Glück meines Lebens brachte.

Als ich eines Abends vom Schloß zurückkehrte, überkam mich ein eigentümliches Gefühl, eine seltsame Unruhe, für die ich keine Erklärung hatte; die Zimmer wurden mir zu eng, die Luft erstickte mich, ich hatte keine Ruhe zum Lesen, jede Arbeit erschien mir unerträglich.

„Was hatte ich nur? was war mir denn?" so fragte ich mich selbst. Das Glück, das bei meiner Käte im Schloß wohnte, konnte doch den alten Schmerz in meinem Inneren nicht von neuem aufgerührt haben? Konnte mir meine Einsamkeit doch nicht unerträglich machen?

Ich ging hinab in den Garten, um mir, wie schon gar manchesmal, durch einen Spaziergang das Herz zu erleichtern.

Es war ein klarer, schöner Abend; golden und purpurn erglänzte noch der Himmel von der vor kurzem untergegangenen Sonne; mit leisem, geheimnisvollem Rauschen fiel das rotbraune Laub zu meinen Füßen nieder, eine wunderbare Ruhe schien sich auf die Erde herabgesenkt zu haben.

Da plötzlich — o, wie soll ich es nur sagen? Wie kann ich es in Worte kleiden? — Da plötzlich sah ich jemand den breiten Kiesweg heraufkommen. Die Gestalt kam mir so bekannt vor und doch traute ich meinen eigenen Augen nicht. Ich wollte weitergehen, aber meine Füße waren wie angewurzelt; — ich wollte rufen, aber meine Lippen blieben stumm. Minuten vergingen — Himmel und Erde schienen mit einander zu verschmelzen, — vor meinen Ohren brauste es wie rauschende Wasser, als ich plötzlich meinen Namen rufen hörte von einer Stimme, die je wieder zu hören ich nie gehofft hatte.

Es war Rudolf — mein Rudolf, der zurückgekehrt war.

Den Kummer, den Schmerz zu ertragen, war schwer gewesen, die Freude aber erschien noch schwerer zu ertragen.

Erst in dem Augenblicke, als er mich leidenschaftlich in die Arme schloß und mir zärtlich zuflüsterte, daß er gekommen sei, um mich niemals wieder zu verlassen, erst da ward ich mir klar, was ich gelitten hatte.

Noch in demselben Herbst wurden wir getraut.

Seitdem ist mein Leben ein ungeschwächt glückliches, kein Schatten des Kummers oder der Sorge hat es je getrübt, ich habe den besten Gatten, liebe herzige Kinder und treue Freunde.

Möge es immer so bleiben, bis das Leben hinter mir liegt und mein Grab sich mit Herbstlaub deckt!

Tapfere Frauen.

Zu Ende des dreißigjährigen Krieges wurde Vorarlberg durch Einfälle der Schweden hart bedrängt, die sengend und brennend das Ländchen durchzogen. Besonders arg trieben es die Soldaten des Generals Karl August Wrangel, der, nachdem er am 4. Januar 1647 die Stadt Bregenz am Bodensee erobert hatte, einen Teil seiner Truppen in den vorderen Bregenzer Wald verlegte. Der Schrecken und die Furcht der Bewohner dieses Landesteils vor dem Gebaren der zügellosen Soldateska war so groß, daß viele Weiber mit ihren Kindern in die entlegensten Alpenhütten und selbst auf die höchsten Berge entflohen und lieber Kälte und Hunger litten, als daß sie sich den Roheiten der entmenschten Horden aussetzten. — Aber auch das schützte nicht, denn die Feinde wußten bald die Wege und Stege, die zu den Schlupfwinkeln der entflohenen Frauen führten, aufzufinden. In dieser Bedrängnis traten die wackeren Weiber, die willig Haus und Herd verlassen hatten, um das Leben ihrer Kinder und ihre Ehre zu bewahren, mutig zu einem Bunde zusammen und schwuren, nicht eher zu ruhen, als bis ihre Heimat, der Bregenzer Wald, von ihren Verfolgern gesäubert sei. Zu jener Zeit trugen die Bregenzer Wäldnerinnen weiße Jacken, und in dieser ihrer Landestracht stellten sie sich wohlbewaffnet in Schlachtordnung auf und erwarteten das Anrücken ihrer Feinde. Als letztere auf den nahen Höhen die in Schlachtordnung ihrer harrenden Frauen gewahrten, meinten sie, es wären kaiserliche Soldaten; denn sie hielten die weißen Jacken für österreichische Waffenröcke und da sie hinter denselben in den Wäldern noch eine größere Truppenmacht vermuteten, ergriffen sie die Flucht. Da stürzten sich die Frauen unverzagt auf ihre Feinde und machten nieder, was ihnen unter die Waffen kam. Sie riefen sich all die erlittene Unbill ins Gedächtnis zurück und blieben eingedenk ihres Schwures, den sie in der Stunde der höchsten Gefahr geleistet hatten. Auch ruhten sie nicht eher, als bis sich der letzte Schwede in seinem Blute wälzte und der Bregenzer Wald frei vom Feinde war. Dann wurden die Erschlagenen am Fallenbache an der Egg begraben und noch heute nennt man die Begräbnisstelle „die rote Egg". Es war Nachmittag um zwei Uhr, als der Sieg errungen war. Darum wurde seitdem zum Andenken an diese Begebenheit um diese Stunde in den Gemeinden Egg, Andolsbuch und Schwarzenberg im Bregenzer Wald ein Glockenzeichen gegeben, und dieses Herkommen erhielt sich bis in die neueste Zeit.

Emil König.



Zwei amerikanische Aquariumfische. Durch die Bemühungen der deutschen Fischereivereine ist es in den letzten Jahren wiederholt gelungen, nicht nur wertvolle Fische aus fremden Ländern, besonders aus Amerika, bei uns einzuführen, sondern dieselben auch bei uns einzubürgern und sie gewissermaßen zu einheimischen Fischen zu machen dadurch, daß sie in großen Mengen gezüchtet worden und durch Aussetzung in geeignete Gewässer die weiteste Verbreitung gefunden haben. Viele von diesen Fischen eignen sich wegen ihrer hübschen Gestalt, ihres langsamen Wachstums, ihrer geringen Größe und sonstigen guten Eigenschaften besonders gut zu Aquariumfischen und wir wollen daher auf zwei dieser empfehlenswerten Aquariumbewohner, von denen wir zugleich vorzüglich nach dem Leben ausgeführte Abbildungen bringen, die Aufmerksamkeit unserer Leser hinweisen. Der erste ist der Zwergwels (Amiurus nebulosus), Small Cat-Fish der Amerikaner, ein gelblich bis dunkelbraun gefärbter, mehr oder weniger wolkig gefleckter Wels, der bei einer Länge bis zu 30 Centimeter bis drei Pfund schwer werden kann, der aber gewöhnlich nur das Gewicht von einem Pfund erreicht. In seiner Heimat verbreitet sich der Zwergwels über ein großes Gebiet, welches von den großen Seen Nordamerikas bis zum Meerbusen von Mexiko reicht; er kommt hier fast in jedem See oder Fluß vor, der schlammigen Grund hat. Ruhiges, schattiges Wasser, mit vielen Wasserpflanzen besetzt, sind seine Lieblingsaufenthaltsorte, an denen er ein beschauliches Dasein führt. Seine Nahrung besteht sowohl aus Pflanzen, wie aus Tieren, besonders Insekten und deren Larven. Die Zählebigkeit des Zwergwelses ist außerordentlich groß, deshalb findet er sich noch in stagnierenden Gewässern, in denen kaum ein anderer Fisch noch leben könnte. In Amerika wird sein süßes, orangefarbenes Fleisch sehr geschätzt, in manchen Gegenden sogar dem der Forelle vorgezogen, und überall ist der Zwergwels ein Hauptgegenstand des Angelsports, da er leicht, besonders des Nachts, an die Angel anbeißt. Im Jahr 1885 wurden die ersten Zwergwelse nach Deutschland gebracht, und zwar 50 Stück, die von dem bekannten Fischzüchter Herrn Max von dem Borne, Berneuchen, in Zuchtteiche eingesetzt und gepflegt wurden. Die Welse hielten sich sehr gut, wurden laichfähig, pflanzten sich fort und nach wenigen Jahren konnten schon Tausende der Fische an andere Züchter abgegeben und in Gewässer eingesetzt werden, so daß der Zwergwels jetzt als in Deutschland eingebürgert angesehen werden kann. Wegen seiner Zählebigkeit und Anspruchslosigkeit eignet sich der Zwergwels sehr zur Besetzung von Aquarien, in denen er sehr viele Jahre aushält, wenn sie mit Sandgrund und üppigem Pflanzenwuchs besetzt sind. — Der zweite für das Aquarium sich eignende Fisch ist der Sonnenfisch (Sunfish), Pomotis vulgaris, ein kleiner, zu der Familie der Barsche gehörender Fisch, der auf grünlich schimmerndem Grunde viele graue Flecken trägt. Auf dem hinteren Rand des Kiemendeckels ist ein runder, von einer goldig glänzenden Linie scharf umsäumter schwarzer Fleck, der je nach den Bewegungen des Fisches metallisch schillert und glänzt und dem Fische auch wohl seinen Namen Sonnenfisch gegeben hat. Wenn der Fisch fortpflanzungsfähig wird, bekommt er eine äußerst prächtige Färbung, einen phosphorischen bläulichen Silberglanz mit schön hervortretenden meergrünen und orange Querstreifen, neben dem schwarzen Fleck des Kiemendeckels zeigt sich jetzt noch ein scharlachroter. In Nordamerika ist der Sonnenfisch in allen Flüssen und Seeen ziemlich häufig, besonders der Erie-See ist reich an Sonnenfischen, von denen es ziemlich viele Arten giebt. Er hält sich mit Vorliebe in den flachen Gewässern des Ufers auf; er liebt sandigen, schlammigen Grund und ruhiges Wasser, und besonders behagt es ihm in den Pflanzengewirre der Wasserpest (Elodea canadensis). Der Sonnenfisch nährt sich ausschließlich von kleinen Wassertieren, deshalb kann er auch in jedem Teich gehalten werden, da er dem Laich und der Brut anderer Fische nicht nachstellt. Der sehr wohlschmeckende Fisch erreicht höchstens das Gewicht von einem halben Pfund; er wird in Amerika sehr viel gefangen, da er leicht an die Angel geht und so einen der beliebtesten Angelfische, besonders der Damen und Kinder, bildet. — Der Sonnenfisch gelangte zuerst von Nordamerika nach Frankreich, von dort kam er vor zwei bis drei Jahren durch Aquarienhändler nach Deutschland. Nachdem nun auch im Jahre 1892 größere gelungene Zuchtversuche mit diesem, für Aquarien wegen seiner großen Schönheit beliebten Fisch gemacht worden sind, ist er für den Liebhaber ziemlich leicht erhältlich. Dr. L. Staby.

Das neue Reichsgerichtsgebäude in Leipzig. (Schluß.) Aus dem Scheitelpunkt des durch seine Größe imponierenden Kreuzgewölbes, welches in kühner Konstruktion den ganzen großen Raum überspannt, hängt eine aus Schmiedeeisen hergestellte große Laterne herab. Dieser Beleuchtungskörper wird von einem riesigen, schmiedeeisernen Adler in den Fängen getragen und belebt

mit seiner kraftvollen Silhouette den großen Luftraum auf das beste. Auch die Bildhauerkunst hat hier Großes geschaffen. In den Windbögen des unteren Hauptgeschoßes, den Fenstern gegenüber befinden sich kreisrunde Nischen mit je einer weiblichen Büste, welche die Milde, die Strenge, die Klugheit und die Kraft darstellen. Ohne daß es vieler erklärender Attribute bedurft hätte, ist es dem Künstler geglückt, allein durch Haltung und Gesichtsausdruck den gewollten Effekt zu erreichen. Zwischen je zweien dieser Büsten ist in jedem der beiden Treppenhäuser je eine reich in Kupfer getriebene, etwa zwei Quadratmeter große Tafel angebracht. Symbolische Darstellungen, an denen das Skulpturwerk des Reichsgerichtsgebäudes überhaupt sehr reich ist, deuten auf die Thätigkeit der in diesem Teil des Gebäudes untergebrachten Reichsanwaltschaft. Unter diesen Tafeln werden fein geschnitzte Bänke aufgestellt werden, auch wieder eine jede ein Kunstwerk für sich. Der große Sitzungssaal, dessen Ausschmückung momentan noch nicht vollständig beendet ist, zeichnet sich durch seine Skulpturarbeiten vor den übrigen Räumen ganz besonders aus und seine Beleuchtung, welche hauptsächlich durch einen vielarmigen Kronleuchter erfolgen soll, wird gewiß für jedes Auge eine imposante Erscheinung werden. Die nach der Westseite zu liegende Bibliothek ist geräumig genug, um eine Sammlung von hunderttausend Bänden aufnehmen zu können. — Sein wissenschaftlicher Schatz, sowie die Akten sind bereits an den Ort ihrer Bestimmung überführt worden; auch hat der Präsident dieses obersten Gerichtshofes, Herr von Oehlschläger, bereits die neue Amtswohnung bezogen. Den sonst großen, von den mächtigen Kreuzgewölben überragenden Raum, überdeckt ein riesiger Kuppelbau, von wo aus dem Besucher eine weite Fernsicht nach allen Himmelsgegenden hin geboten ist. Eine ziemlich steile, gußeiserne Wendeltreppe führt zu dieser Rundung, welche von einem Kupferdach geschützt ist. Die ersten Sitzungen und zwar die des ersten Strafsenats, sowie des vierten und sechsten Civilsenats haben bereits am 16. September stattgefunden. Die Boten und Portiers, welche bisher in Civil gingen, werden nunmehr eine Dienstkleidung tragen, welche aus einem dunkelblauen Ueberrock mit stehendem schwarzem Sammetkragen und weißen, mit dem Reichsadler versehenen Metallknöpfen, einem einfarbigen dunklen Beinkleide und einer Mütze von der Farbe des Rockes mit schwarzen Sammetstreifen als Besatz und mit einer deutschen Kokarde besteht. Zu den Festlichkeiten, welche die Einweihung des Gebäudes zur Folge haben wird, sind bereits die nötigen Vorbereitungen geplant und mag deshalb dieser Festtag, an dem Kaiser und Reich warmen Anteil nehmen, ebenfalls ein Abschnitt wertvoller Erinnerung in der Geschichte der deutschen Nation bleiben. K.



Naiv.

„Johann, seit geraumer Zeit sehe ich, daß meine Hemden, im Gegensatze zur übrigen Wäsche, eine volle Woche zu spät zur Waschfrau kommen, wie geht denn das zu?“
„Entschuldigen, Herr Lieutenant, ich hab mir immer denkt, die Hemden sind noch so sauber, daß es schad wäre, sie in die Wasch zu geben, und da hab ich sie immer noch a bissel getragen.“

Ein hoffnungsvoller Stammhalter. Großvater ist zu Besuch, und wenn Großvater kommt, giebt's für den kleinen Helm immer ein Fest. Er darf auf seinen Knieen reiten, den großen Hut aufprobieren, den roten Regenschirm, der für eine ganze Familie ausreichend wäre, ausspannen und anderes mehr. Großvater behandelt ihn, wie wenn er schon ein ganzer Mann wäre. Kein Wunder, wenn sich Helm auch als solcher aufspielt. — „Kannst du trinken?“ fragt der Großvater. — Helm sagt nichts, er nickt nur. Lange schon hat er nach dem Kruge hinübergeschielt. Wie ein alter Praktikus schlürft er das braune Naß. Ja, als es dem Großvater endlich selber zuviel wird und er begütigend die Hand ausstreckt, setzt er nicht ab. Er will zeigen, daß er auch im Trinken seinen Mann stellt. Wenn er so fort macht, der Helm, kann er's mit der Zeit zu was bringen. K.



Zweierlei. A.: „Wie geht's denn unserem alten Freunde, dem Doktor?“ — B.: „Ach, der arme Kerl ist endlich von seinem langjährigen Leiden erlöst!“ — A.: „Da weiß ich nun noch immer nichts; ist er tot oder seine Frau?“

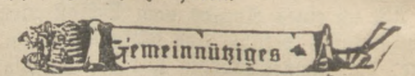
Ihr Wille ist ihm Gebot. Nachbar: „Wie wollen Sie denn Ihr Haus anstreichen lassen, „Herr Fridl?“ — Friedl: „Meine Frau möchte es gelb haben, aber ich denke, braun sieht besser aus!“ — Nachbar: „Also bleibt's doch bei gelb?“

Friedrich der Große und die Justizpflege. Als der Monarch 1784 zum letztenmale nach Westpreußen kam, äußerte er zum Chef-Präsidenten des Oberlandesgerichtes, Freiherrn von Schrötter: „Ich habe Ihn zum Präsidenten gemacht und muß Ihn also auch wohl kennen lernen. Ich bin eigentlich der oberste Justizkommissarius in meinem Lande, der über Recht und Gerechtigkeit wachen soll; aber ich kann nicht alles selbst bestreiten und muß daher solche Leute haben wie Ihn. Ich habe eine schwere Verantwortung auf mir, denn ich muß nicht blos von allem Guten, was ich unterlasse, sondern auch von allem Bösen, was ich thue, Rechenschaft geben. So auch Er. Er muß durchaus unparteiisch ohne Ansehen der Person richten, es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er? Das sage ich Ihm, sonst sind wir geschiedene Leute! Hat er Güter?“ — „Nein, Majestät.“ — „Will Er welche kaufen?“ — „Dazu habe ich kein Geld, Majestät.“ — „Das ist mir lieb; dann weiß Er, was Armut ist, und wird sich umsomehr der Bedrängten annehmen.“ St.

Wann erschienen die ersten Zeitungen? Die erste Zeitung, welche 1563 in Venedig erschien, war noch geschrieben, nicht gedruckt. Man nannte sie „Gazeta“, weil man für das Lesen dieser geschriebenen Blätter — mit Nachrichten zwischen Venedig und Soliman II. sowie über den Handel ꝛc. — eine Gazeta (kleine Münze) zahlte. — In Frankreich erschien die erste Zeitung des Arztes Renaudot im Jahre 1631 unter Ludwig XIII. Die erste eigentliche Zeitung in Deutschland war die von 1615 ab erscheinende Wochenzeitung des Bürgers Egenolph Emmel. Schon 1619 erschienen auch zu Hildesheim und Nürnberg Zeitungen, bald darauf auch in Augsburg, Regensburg, Hagenau und Wien. — Berlin erhielt 1655 seine erste regelmäßige Zeitung. N.

Zwei Kuriere. Einst kamen zwei Seconde-Lieutenants zu gleicher Zeit von verschiedenen Orten als Kuriere beim König Friedrich dem Großen an. Der eine erschien sogleich vor ihm, der andere hatte erst Stock und Stiefeln säubern lassen. Friedrich musterte beide und fragte dann: „Wie seid Ihr hergekommen?“ — „Wir sind geritten!“ sagte der erste. „Daß Er das ist, sah ich wohl,“ fiel ihm der König ins Wort. „Sein Kamerad aber (hier deutete er auf den anderen) hat sich, wie es scheint, in einer Portechaise hertragen lassen. Es ist gut; Ihr könnt nun gehen!“ An den ersten gewendet, setzte er hinzu: „Er ist Premier-Lieutenant!“ K.

Was New-York gekostet hat. Das Eiland, auf dem die Stadt New-York erstanden ist, verkauften im Jahre 1668 die Indianer an die Holländer für 10 Hemden, 30 Paar Strümpfe, 10 Gewehre, 30 Kugeln, 30 Pfund Pulver, 30 Beile, 30 Kessel und eine kupferne Bratpfanne. Dabei glaubten Käufer sowohl wie Verkäufer ein gutes Geschäft gemacht zu haben. K.



Ein sehr einfaches Mittel gegen den Bandwurm ist die Kokosnuß. Der Kranke teilt dieselbe in kleinere Stücke, schabt sie und verzehrt sie langsam; drei Stunden später nimmt er 46 Gramm Ricinusöl oder 20 Gramm gewöhnlichen Branntwein, in 5—6 Stunden geht dann der Wurm ab. Das Mittel ist so einfach, daß kein Kranker sich noch besonders von Spezialisten ausbeuten lassen und einen nicht unbedeutenden Betrag bezahlen sollte.

Gegen Brotschimmel. In Landhaushaltungen, wo man gewöhnlich größere Mengen von Brot auf einmal backt, wird letzteres im Sommer oder bei Aufbewahrung in einem feuchten Keller leicht einmal schimmelig. Als erprobtes Mittel gegen diesen Uebelstand empfiehlt sich, das frischgebackene Brot, sobald es aus dem Ofen gekommen, in einen Mehlsack zu stecken, in welchem noch etwas Mehl übrig geblieben, und zwar so, daß die Oberrinden des Brotes aufeinander liegen. Hierauf bindet man den Sack zu und hängt ihn an einem luftigen Orte frei schwebend auf. Auf diese Weise läßt sich das Brot vier bis sechs Wochen aufbewahren.

Zur Umhüllung der Wasserleitungsrohre wird allgemein Filz verwendet, welcher nach jeder Richtung hin dem Zwecke vorzüglich entspricht und nur die üble Eigenschaft hat, verhältnismäßig teuer zu sein. Schlackenwolle ist wohl schätzenswert, aber nicht ganz allgemein zu empfehlen, da diejenige, welche Schwefelverbindungen enthält, an manchen Stellen ein Zerfressen des Rohrmaterials veranlaßt hat, so daß die Benutzung der betreffenden Leitungen gänzlich in Frage gestellt wurde. Statt Schlackenwolle wäre ein naheliegendes Ersatzmittel sogenannte Holzwolle, doch ist diese der Fäulnis wie gewöhnliches Holz unterworfen — ein Umstand, der bei gesundheitstechnischen Anlagen, zu denen Wasserleitungen in erster Linie gehören, wohl der Beachtung wert ist. Da, wo es sich um vorübergehende Anlagen handelt, die dem Frost in besonderem Maße ausgesetzt sind, kann man stärkere Wasserleitungsrohre in derselben einfachen und billigen Weise wie Dampfrohre mit einer Schutzhütte versehen, indem man Langstroh um das Rohr parallel zur Achse legt und darüber einen sogenannten Strohzopf wickelt, und zwar Windung an Windung. Diese Umhüllung bestreicht man mit feuchtem Lehm, der mit Häcksel oder Spreu angerührt ist. Wenn man diesen Ueberzug noch besonders gegen äußere Einflüsse schützen will, so kann man darüber noch Sackstoff wickeln, der mittelst Bindfaden festgeschnürt wird. (Bauindustrie-Zeitung.)

Zahlenrätsel.

1
2 8 4
5 1 6 7 7
8 4 9 10 9 11 3
1 6 2 12 9 4 13 3 14
2 9 4 2 9 4 9 2 3 3 4
8 3 4 15 9 4 13 4 6 15 1 16 17
15 3 4 18 6 8 19 6 10 9 20 2 9 1 3
10 3 20 15 9 4 13 3 10 12 3 4 8
10 6 4 11 15 9 2 7 11 6 10
9 4 11 3 19 3 1 13 3
19 9 10 14 1 1 3
9 8 10 3 17
14 21 9
14

An Stelle der Zahlen in vorstehender Figur sind Buchstaben in der Weise zu setzen, daß folgende Benennungen entstehen: 1) Ein Konsonant. 2) Stadt im franz. Departement Loir-et-Cher. 3) Deutscher Geschichtsschreiber. 4) Ein Geschoß. 5) Landschaft in Oberitalien. 6) Ein Meer. 7) Ein Afrikareisender. 8) Franz. Herzog und General. 9) Dorf im preuß. R.-Bez. Frankfurt mit Schloß; Standesherrschaft eines Fürsten. 10) Englische Grafschaft. 11) Flandrischer Patriot des 14. Jahrhunderts. 12) Ein Gewürz. 13) Weiblicher Name. 14) Stadt in Peru. 15) Ein Vokal. Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnet die senkrechte Mittelreihe einen der hervorragendsten italienischen Maler des 15. Jahrhunderts. P. Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer:

der arithm. Aufgabe: 8400 Mark; der Charade: Storch, Schnabel, Storchschnabel.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.